Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 6. 12. 1936 | Nr. 48

Habt acht auf die Gassen!

Von einem jungen Deutschen wird uns geschrieben:

Die Deutsche Vereinigung hat eine Reihe von öffentlichen Versammlungen durchgeführt und dem jungdeutschen Partei-Organ bleibt offensichtlich die Luft weg. Was in diesen Tagen in der Breiten Straße in Posen aus der Presse kommt, ist schwarz angelaufene und typisch jungdeutsche „Druck"-Erzeugnis, das deutlicher als manch andere Zeichen von der Atembeklemmung zeugt, in die die Herren von der JDP, infolge des materiell-moralischen Tiefdruckgebiets geraten sind, das auf ihnen lastet. Das Gekeife und die Schimpfkanonaden gegen alles, was deutsch aber nicht jungdeutsch ist, ist geradezu unglaublich. Preisaufgabe: Wo nehmen die Leute nur den vielen Schmutz her, den sie täglich über ihre eigenen Volksgenossen ergießen? Denn wohl gemerkt: Wenn man eine Diskussion mit polnischen Gegnern führt, dann b i t t e n die Herrn von der JDP (siehe „Deutsche Nachrichten", Nr. 280), gegen Deutsche aber wird g e b r ü l l t, geschnauzt und geflucht. Wenn die Jungdeutschen gegen ein polnisches Blatt polemisieren, dann lesen wir einen Einleitungssatz, in dem betont wird, daß man sich l e i d e r gezwungen sehe, in einen Disput einzutreten.

Noch nie lasen wir eine derartige Einleitung bei einem Angriff auf eine deutsche Zeitung!

Zurzeit scheint die gesamte jungdeutsche Führergilde etwas aus dem Häuschen geraten zu sein. Man überbietet sich in Grobheiten gegen den Volksgenossen und bildet sich ein, um so origineller zu wirken, je hemmungsloser man sich gehen läßt.

Es ist der jungdeutschen Presse vorbehalten geblieben, einen Ton angeschlagen zu haben, der bisher der deutschen Presse in Polen, solange sie erscheint, unbekannt gewesen ist.

Die Jungdeutschen verwechseln Offenheit und Geradheit mit Hemmungslosigkeit. Sie zeichnen sich durch eine Disziplinlosigkeit in völkischen Dingen aus, die früher in der deutschen Presse nicht anzutreffen war, mit Ausnahme vielleicht von Organen des berüchtigten Lodzer Kultur- und Wirtschaftsbundes. Unverständlich bleibt nur, daß andere Blätter ein Organ, das sich durch so gehässige Angriffe gegen deutsche Volksgenossen auszeichnet, auch noch zitieren.

Festgestellt muß einmal in aller Öffentlichkeit werden, daß selbst polnische Blätter derartige von Schimpfworten gegen Deutsche strotzende Beiträge nicht veröffentlicht haben, wie es zurzeit die jungdeutsche Presse tut — mit Herrn Uhle an der Spitze! Er schimpft seine politischen Gegner „Lump" und „Lümmel". Am nächsten Tage bekommt der Herr dann scheinbar Angst vor der eigenen Courage und stellt eine Reihe von Fragen, was deutscher und noch deutscher ist. Dann liest man, daß „die Trabanten des Herrn Dr. Kohnert einen deutschen Familienvater dauernd durch den Dreck schleifen", man liest von „Gehalt-Konjunktur-Nationalsozialisten", daß man „DV-Redner niederbrüllt und aus dem Saal trägt", daß man für Frechheiten Ohrfeigen austeilen und Faustschläge in die Visage versetzen müsse, daß die Gegner des Herrn Uhle den „Nationalsozialismus predigen, innerlich aber ablehnen". (Lediglich Herr Uhle hat nämlich das Recht, im Gassenton den Nationalsozialismus zu verteidigen, wer denn sonst?) Herr Uhle tobt sich nach langer Pause wieder einmal tüchtig aus: Er spricht vom „Lippenbekenntnis", von Plattheiten", von „Methoden, die eines Lumpen würdig sind" — und zieht sich, nachdem er soviel gedankliches Geröll abgestoßen hat, sicher sehr auf seinen Horst zurück. Dort bleibt er, bis ihn wieder einmal ein großer Ärger aus seinem Tagtraum aufscheucht an

Volkstumserneuerung, zu Zusammenschluß und Aufbauarbeit durch Beschimpfung deutscher Volksgenossen.

Es hat halt jeder seine besonderen Methoden. Die des Herrn Uhle zeichnen sich dadurch aus, daß sie in unserer Volksgruppe erstmalig durch ihn zur Anwendung gebracht wurden. Herr Uhle fragt, was deutsch und deutscher wäre — am deutschesten (um schon diese scheußliche Steigerung fortzusetzen!) wäre, man würde unserer Volksgruppe wieder zu dem Ansehen verhelfen, das sie besaß, bevor Herr Uhle und seine „führenden" Freunde dazu in der Lage waren, Ungezogenheiten mit Politik zu verwechseln und die Ergebnisse dieses bedauerlichen Irrtums auch noch gedruckt festzuhalten.

Mit einer geradezu kindlichen Freude, die die ganze jungdeutsche Engstirnigkeit beweist, melden die „Deutschen Nachrichten", daß Versammlungen der DV durch die Polizei aufgelöst wurden. Sie berichten nicht nur einmal, sondern mehrfach über die gleiche Auflösung — wahrscheinlich in der Hoffnung, der Leser werde es nicht merken. „Dreimal polizeilich aufgelöst! — unfähige Reaktion!" Er braucht nicht besonders betont zu werden, daß die Auflösungen auf die Disziplinlosigkeit der JDPisten zurückzuführen waren. Aber welche Freude bereitet es diesen „Vorkämpfern der deutschen Erneuerung", die Auflösung durch die polnische Polizei als „Sieg" melden zu können.

Als am 15. November eine Amtswaltertagung der JDP in Inowroclaw gesprengt und aufgelöst wurde, da lag kein derartiger Jubel in der Meldung der „Deutschen Nachrichten", da betonte man nur vorwurfsvoll schmollend, daß doch in der geplanten Versammlung „der Appell verlesen werden sollte, sich an der allgemeinen Aktion gegen die Arbeitslosigkeit zu beteiligen". Es ist höchst unnötig, daß dann die eben auseinandergesprengte Amtswaltergarde schnell zur nächsten DV-Versammlung fährt, dort skandaliert und krakeelt und glaubt, so für die deutsche Erneuerung etwas getan zu haben.

Und diese Leute wollen uns einreden, die Schrittmacher der Bewegung zu sein! Diese Leute behaupten, die Elite unserer Volksgruppe darzustellen! Das sind die Helden, die noch eben über das Aufbauprogramm der DV spotteten, in dem zu lesen steht, jedem Dorf eine deutsche Bücherei. Die Spötter von gestern aber organisierten einige Tage darauf mit einer Geste, als hätten sie soeben die Welt erschaffen, eine Buchspende, damit in jedes Dorf eine Bücherei komme!

Wir lassen euch die großen Gesten und die hohlen Phrasen. Wir lassen euch das Schimpfen und die Schmutzkübel. An diesen Dingen erkennt euch das Volk von Tag zu Tag besser. Wir aber wollen für uns nichts als die Aufbauarbeit, nichts als die Tat, still aber zielbewußt, ohne viel Lärm, aber von wahrem Nutzen und von wirklicher Bedeutung für unsere Volksgruppe. Es gibt ein schönes Raabe-Wort:

Habt acht auf die Gassen,
blickt auf zu den Sternen!

Wir richten uns danach.

Friedrich Just: / Der Wandale.

X. Vercellae.

In das Wohlleben kommt ein Mißton, nein, zwei Mißtöne. Der eine wispert heimlich, der andere dröhnt laut. Der erste wird kopfschüttelnd abgelehnt, der zweite wird geringschätzig belacht. Woher das Wispern gekommen ist, weiß niemand. Aber es ist da und wird von Ohr zu Ohr geraunt. Die Waffenbrüder, die Teutonen, sollen an der Rhône von den Römern vernichtet sein. Es sei nicht e i n Mann übrig geblieben, der von dem Untergange Kunde bringen könne. Dieses Geraune und Gerücht aber wird von allen ungläubig zurückgewiesen: „Die Teutonen, diese Helden, vor allem die Kerntruppe der Ambronen, besiegt, ja vernichtet — von den Römlingen? Unmöglich, ganz unglaublich. Das ist wieder solche infame Lügerei der Römer, um Schrecken und Angst zu verbreiten. Aber solche Miesmacherei ist bei uns nicht angebracht." Die offene und laute Kunde berichtet von einer erneuten Angriffsbewegung der Römer. Die sind über den Po gegangen und wollen sich zum Kampf stellen. „Das sollen sie nur, wenn sie tüchtige Dresche beziehen wollen." Die Führung der Cimbern macht keine Anstalten, den Angriff der Römer anzunehmen. Wozu auch? Es lebt sich sehr schön im Lande. Zudem ist's Sommer geworden und heiß. Und Kampf ist Anstrengung.

Da kommt eine Botschaft der Römer, warum die Cimbern den Kampf nicht annehmen wollen.

Boiorix antwortet: „Weil wir auf die Teutonen warten wollen."

Darauf die Boten: „Auf die Teutonen könnt ihr lange warten, die werden nicht mehr kommen."

Boiorix gerät jach in Wut und läßt die Boten nicht weiter reden. „Ihr Lügnergarde! Marsch, mir aus den Augen! Mit solchen Schwätzern verhandle ich nicht!"

Als die Boten nicht sofort den Raum verlassen, schlägt er ihnen mit der Faust ins Gesicht, packt sie an den Kragen, immer zwei mit einemmale, stößt sie aus der Tür und gibt ihnen einen Tritt, daß sie zur Erde stürzen.

Aufgerappelt, laufen sie schleunigst davon. Der Rat der Fürsten setzt aber nach langen Verhandlungen durch, daß eine Gesandtschaft an den römischen Konsul geschickt wird. Zu ihr wird wieder Dagowald erwählt. Er nimmt sich als Gefährten seine Getreuen, Thrasamund und Agiwulf, der nun ausgeheilt ist, mit.

Als Dagowald in das römische Lager kommt, fällt ihm sofort der Unterschied gegen früher auf. Es herrscht überall straffe Zucht. Die Cimbern werden auch von den römischen Offizieren und Soldaten nicht mehr mit scheuer Neugier betrachtet, sondern man schaut ihnen frank ins Gesicht, ja, man lacht hinter ihnen her. Der Konsul, vor den sie geführt werden, ist auch aus einem anderen Holze geschnitten als die früheren. Marius, heißt er, sagt der Offizier, der sie führt, und er ist schon zum vierten Male hintereinander Konsul. Befehlsgewohnt und selbstsicher steht der Konsul vor ihnen. Knapp und klar ist seine Rede.

„Was begehrt ihr?"

„Wir fordern Land zum Bebauen und Städte zur Wohnung für uns und unsere Brüder."

„Wen meint ihr mit euren Brüdern?"

„Die Teutonen."

Da lacht laut die Umgebung des Konsuls.

Spottend sagt Marius: „Mit euren Brüdern laßt es gut sein! Denn die haben Land, das wir ihnen gegeben haben, und werden es in alle Ewigkeit behalten!"

Dagowald braust ob dieses Hohnes auf: „Für diesen Spott wirst du Genugtuung leisten, und zwar uns, den Cimbern, sofort, den Teutonen aber nach ihrer Ankunft." Damit dreht er sich um zum Weggehen. „Sie sind schon da", erwidert Marius kurz auflachend, „und es ist nicht hübsch von euch, fortzugehen, bevor ihr eure Brüder begrüßt habt!" Bei diesen Worten gibt er einem Offizier einen Wink. Der schlägt die Zeltwand zurück und führt den König Teutobod und andere Edle der Teutonen in Fesseln vor.

Dagowald zuckt mit keiner Miene. Schweigend und in ungebrochener Haltung stehen die gefangenen Teutonen da, die Römer um Haupteslänge überragend. Schweigend hebt Dagowald zum Gruße die Hand. „Das Schwert wird entscheiden!" Damit verläßt er mit seinen Begleitern das Feldherrnzelt.

Als die Gesandtschaft zu der Heeresversammlung der Cimbern zurückkommt, wird sofort der Vormarsch gegen die Römer beschlossen. Marius aber hält sich in einem festen Lager verschanzt. Da reitet Boiorix in Begleitung von Dagowald, Thrasamund und Agiwulf ganz nahe an das römische Lager heran und ruft den Konsul zu einer Unterredung ans Tor.

Marius aber kommt nicht selber, sondern schickt einen Offizier. „Euer Konsul soll Tag und Walstatt bestimmen und dann aus dem Lager herauskommen. Wir wollen miteinander um das Land kämpfen."

Der Offizier nimmt diese Botschaft in Empfang und geht ins Lager, um sie dem Konsul zu übermitteln.

Nach einer Weile kommt er wieder. „Der Konsul läßt euch sagen, daß die Römer niemals ihre Feinde als Ratgeber bei der Schlacht gebrauchen. Aber trotzdem will er euch den Gefallen tun. Am dritten Tage, von heute an, wird er sich euch stellen, und zwar in der Ebene von Vercellae."

Boiorix reitet zufrieden zurück. Nun gibt es doch endlich wieder einen fröhlichen Kampf. Dies Faulenzerleben hat ihm nicht behagt.

Sofort beginnen unter den Cimbern die Vorbereitungen zur Schlacht. Die Waffen werden geschärft. Das Haar wird rot gefärbt und in Knoten zusammengebunden. Die Frauen spannen Rindshäute über das Flechtwerk der Wagen zu Kriegstrommeln. Die Feldzeichen werden vorgetragen und jede Sippe dahinter geordnet. Besonders stattlich machen sich die Reiterscharen in glänzender Rüstung, in Helmen mit furchtbaren, geöffneten Tierrachen, eisernen Panzern und weißleuchtenden Schilden.

Gegen Abend wird das Heiltum befragt. Durch das Lager ziehen die Priesterinnen, grauhaarige Frauen in weißem Gewande, das Oberkleid aus spanischer Leinwand auf der Schulter mit Spangen befestigt und mit ehernem Gürtel zusammengehalten, barfuß, mit dem Schwert in der Hand. Am Rande des Lagers werden die Kriegsgefangenen gehalten. Die Priesterinnen wählen für das Opfer die geeigneten aus, bekränzen sie und führen sie zu dem riesigen Mischkessel. An dem Kessel steht eine Trittleiter. Die älteste Priesterin steigt empor und beugt sich über den Kessel. Ein Krigsgefangener nach dem andern wird ihr hinaufgereicht. Mit schnellem Schnitt schneidet sie ihm die Kehle durch und betrachtet gespannt das Blut, das in den Mischkessel strömt. Als der letzte verblutet ist, erhebt sie das Haupt und schaut in die Weite. Es ist still, daß das Rascheln des Blattes, das vom Baume fällt, gehört werden kann. Alle lauschen.

Mit leiser Stimme sagt die Seherin, wie versunken in eine andere ferne Welt: „Blut . . . viel Blut . . . alles Blut . . . Die Väter der Cimbern grüßen . . . Der Boden trinkt Blut, alles Blut . . . Alle kommen wieder zusammen, die Väter und die Söhne . . . Ruhm geht von der Walstatt aus . . . Bis in Ewigkeit . . . Walhalla Heimat."

Boiorix ruft laut: „Blut und Boden, Sieg und Ruhm!"

Ein Gesang braust auf, aufwühlend, mitreißend. Die Waffen werden aneinander geschlagen. Heilrufe ertönen.

Nur Thrasamund und Agiwulf werden nicht von der allgemeinen Begeisterung mitgerissen. Sie denken beide bei dem Opfer der Kriegsgefangenen an die hehre junge Seherin der Wandalen, Theudelindis.

Sie auch nur sehen, wie die alte Seherin, gleichsam aus einem Traum gerissen, verständnislos in das Brausen und Singen der Menge schaut, langsam und traurig den Kopf schüttelt und dann an dem Mischkessel zusammensinkt. Das Schwert entfällt ihrer Hand. Keiner achtet auf sie. Nun liegt sie am Boden, tot.

Agiwulf sagt feierlich: „Das ist das Vorzeichen. Ich komme nicht lebend aus den Kampfe. Darum will ich fest dem Tode ins Auge sehen. Nun heißt es doppelt wacker sein."

Am nächsten Tage marschieren die Cimbern auf das ihnen bestimmte Blachfeld. Die Römer sind schon da und haben ihr Lager gegen Morgen aufgeschlagen, so daß die Germanen gegenüber im Westen Aufstellung nehmen müssen.

Am Morgen lagert dichter Nebel auf der Ebene. Die Reiter der Cimbern, 15 000 Mann stark, reiten voran. Dahinter folgt das Fußvolk. Es ist im Quadrat aufgestellt. So lang die Front ist, so tief geht sie. An sechs Kilometer reicht jede Seite. Die Sippen stehen beisammen als Schildgenossen, und vor jeder Sippe wird das Feldzeichen vorangetragen, ein Tierkopf oder ein Bild mit dem Stammesmal.

Die erste Reihe hat sich mit langen Ketten, die durch die Leibgurte gezogen sind, aneinander gebunden, damit die Schlachtreihe nicht durchbrochen werden kann.

Die Kämpfer haben den Rock abgeworfen und stehen mit nacktem Oberkörper kampfbereit.

Im Nebel haben die Truppen ihre Aufstellung getroffen. Die beiden Heere sehen von einander nichts. Nur die Späher haben die beiderseitigen Stellungen im groben erkundet.

Boiorix erfährt, daß die Römer in drei Haufen nebeneinander aufgestellt sind. Sein Kriegsplan ist, nicht auf das Zentrum zu stoßen, sondern seitwärts abzubiegen und in den Zwischenraum zwischen Zentrum und linkem Flügel einzudringen.

Seine Reiter beginnen diese Schwenkung und ziehen an dem römischen Zentrum vorbei. Da hebt sich der Nebel ein wenig. Die Römer sehen die seitabgewendeten Reiter, einer

---

An der Weichsel.

Hastig, ein stürmender Reiter, die graue Wolke flieht,
Längs der dämmernden Ufer ein Schwarm von Krähen zieht.

Kalt über Wiesen und Moore schleift der Abendwind,
Schäumend um Schilf und Buhnen die dunkelnde Weichsel rinnt.

Einsam auf steilen Stegen wandern wir Hand in Hand,
Schreiten über die Äcker hin durch des Lebens Land;

Tragen im Herzen beide tiefernste Ruh . . .
Feierlich wallt der Strom der ewigen Heimat zu.

F r a n z L ü d t k e.

schreit: „Die Feinde fliehen!", und alles drängt zur vermeintlichen Verfolgung.

In dem Augenblick geht bei den Cimbern ein gewaltiges Dröhnen an. Die Frauen in der Wagenburg schlagen aus aller Macht auf die aufgespannten Rindshäute. Die Heerhörner schallen. Die Kämpfer halten die Schilde vor den Mund und schreien den Kampfruf hinein. Dann schlagen sie im Takt die Waffen zusammen und machen dazu zu gleicher Zeit ein paar Sprünge. Wie aus einem Munde klingt's, herausfordernd und ermutigend: „Cimbern! Cimbern! Cimbern!"

Und nun bewegt sich das Heervolk, wie eine brausende Woge, wie ein verzehrendes Feuer, in den Kampf, nach vorwärts.

Friduger ist mit im ersten Gliede. Weil er sich beim Sturm auf das Kastell so ausgezeichnet hat, ist ihm diese Ehre widerfahren.

Die Sonne hat sich erhoben und den Nebel durchdrungen, und ein Wind hat sich aufgemacht und ihn verjagt. Aber sehen kann man nichts. Der Staub des Sommers ist durch die vielen Füße der Pferde und Menschen gelockert und wird durch den Wind in hohen Wolken dahergetrieben. Und gerade den Cimbern entgegen. Auch die Sonne steht für sie ungünstig, sie scheint und brennt ihnen gerade ins Gesicht. So haben sie einen doppelten Kampf, gegen Hitze und Staub und gegen die Römer. Es ist schier unerträglich. Man muß den Schild vor das Gesicht halten und sieht die römischen Kämpfer nicht eher, als bis man mit ihnen ins Handgemenge gerät. Und Hitze und Staub steigt. Die gewaltigen Leiber der Cimbern sind abgehärtet, Frost und Schnee zu ertragen, aber nicht gewöhnt, Hitze und Staub auszuhalten. So schwitzen und keuchen sie, ehe sie mit dem Feinde zusammenkommen.

Die Römer sind eher, da, als man ahnt. Sie stürmen im Lauf heran. Ihre Wurfspeere, die sie abschießen, biegen sich, wenn sie den Schild getroffen, sofort um, schleppen nach und behindern den Kämpfer. Ehe die erste Schlachtreihe sich von diesem Hindernis befreien kann, sind die Römer schon mit ihren Schwertern da im Handgemenge. Nun werfen die Cimbern die Schilde von sich und schlagen mit dem Schwerte drein. Aber durch die Hitze und den Staub sind sie schon ermattet, die Sonne blendet sie, und kein Schild deckt sie. So sinkt mancher nieder. Im Fallen aber reißt er durch die Kette seine Nachbarn mit, und die Römer können diese auch niederhauen.

Friduger steht noch aufrecht. Seine Kameraden zu beiden Seiten sind gefallen. Schon vier Römer hat er niedergestreckt. Aber nun kommen sie von den Seiten über ihn. Da fällt auch er. Mit letzter Kraft aber ruft er im Fallen: „Wandalen!"

Die cimbrische Reiterei wird geworfen und stürmt zurück. Sie bringt durch ihr Fliehen die Front des Fußvolkes ins Wanken. Die Römer sind gegen Hitze und Staub abgehärtet. Keiner schwitzt oder keucht. Ihnen scheint auch nicht die Sonne ins Gesicht, und kein Staub wird ihnen entgegen getrieben. So schlagen und hauen sie die riesigen Leiber der Cimbern nieder.

Die cimbrische Front ist erschüttert. Weichen und Fliehen hebt an.

Dagowald ist mit seiner Schar noch nicht in den Kampf gekommen. Bei dem Nebel und dem Staube ist keine Übersicht. Und es ist mehr Zufall als Führung, wo ein Trupp zum Kampfe kommt.

Nun heißt es, daß die cimbrische Schlachtreihe weicht und zurückflutet. Da muß er eingreifen. Seine frische Kraft bohrt sich schnell einen Weg durch die andringenden Römer. Thrasamund und Agiwulf verbreitern mit ihrem Schwert die freie Bahn.

Im dichtesten Gedränge vor sich sieht er seinen König Boiorix, der sich kaum noch der Bedränger erwehren kann. Dem muß er zu Hilfe eilen. Die Schwerter schlagen, aus den Panzern springen Funken.

Römische Krieger fallen zur Seite, wie abgeschlagene Blumen. Unaufhaltsam dringt Dagowald mit den Seinen vor. Noch steht der König, aufrecht, und schlägt mit dem Schwert. Um ihn liegen die Erschlagenen, Cimbern und Römer. Sein letzter Begleiter neben ihm sinkt. Von allen Seiten aber dringen die Römer herein. Einen Schild hat er nicht mehr. Das Blut rinnt ihm über das Gesicht, aus der Schulter. Aber er steht und schlägt mit dem Schwert. Ein Römerschwert fährt von der Seite auf ihn zu. Da springt Dagowald mit mächtigem Satze hinzu und fängt es ab. Nun steht er neben seinem König und schlägt, was er kann, mit seinem Schwert. Die Römer sinken nieder. Aber mehr kommen herzu. Und keiner der Cimbern ist mehr da. Thrasamund und Agiwulf sind abgedrängt und haben nicht mehr zum König gelangen können. Dagowalds Schild ist zerhauen. Ein erneuter Schlag wird gegen Boiorix geführt. Der hat sich zur Seite beugen müssen, um einen anderen Angreifer abzuwehren. Dagowald sieht die Gefahr, springt zu und fängt mit seinem Leib den Streich auf. Tot sinkt er nieder, treu, wie ein germanischer Mann zu seinem Führer stehen soll. Ein römischer Offizier erkennt den Cimbernkönig. Er gebietet dem Kampf Einhalt und fordert Boiorix auf, sich zu ergeben. Der richtet sich steil auf: „Der König der letzte! Und dann nur frei oder tot!" Damit hebt er wieder das Schwert. Es hat noch mehrere Streiche gekostet, ehe der Cimbernkönig auf den Totenhügel seiner Getreuen um ihn sinkt.

Thrasamund ist von Agiwulf getrennt worden. Er wird langsam von den andringenden Römern zurückgedrängt. Hinter sich hört er die Frauen auf der Wagenburg schreien. Denen will er zu Hilfe eilen. Aber den Rücken will er nicht dem Feinde zeigen. So weicht er schrittweise rückwärts, indem er manchen andringenden Feind niederschlägt. In der Nähe der Wagenburg bleibt er stehen. Nicht einen Schritt wird er weichen. Er denkt an Theudelindis. Die Frauen will er schützen. Aber der andringenden Feinde sind zu viel. Er wird niedergeschlagen und kann sich nicht rühren. Aber Sehen und Hören ist ihm geblieben.

Vor ihm steht Agiwulf im Kampfe und schlägt alle Dränger nieder. Mit einem Male erklingt von der Wagenburg eine helle Stimme voller Zorn, Erbitterung und Herzensweh. „Pfui, du Feigling!" Thrasamund sieht, wie Agiwulf blitzschnell den Kopf nach der Stimme wendet. Er schaut auch in die Richtung und sieht, wie eine hochaufgerichtete Frau in schwarzem Gewand mit bleichem Gesicht — so wie Theudelindis — einen dicken Cimbern, der ohne Schild und Schwert angelaufen kommt, mit ihrem Messer niedersticht. Agiwulf stößt einen lauten Schrei aus, der nach verhaltener Sehnsucht und Freude klingt: „Ildigerdis!" Die Frau auf dem Wagen horcht auf und breitet die Arme aus: „Agiwulf! Endlich!"

Sie will vom Wagen springen, aber da dringen die Römer schon auf die Wagenburg ein. Einer klettert auf den Wagen der Rufenden und will sie am Arm packen. Sie stößt mit ihrem Messer zu, und der Angreifer sinkt nieder. Aber zwei andere drängen nach. Da ist mit zwei, drei Sprüngen Agiwulf zur Stelle. Er schlägt die beiden nieder. Doch der andringenden Römerschar kann er auf die Dauer nicht widerstehen. Ein Offizier — ist das nicht Flavius Bassus? — führt gerade einen Streich nach ihm. In demselben Augenblick schlägt Agiwulf wieder. Und beide sinken um. Ein verröchelnder Schrei: „Ildigerdis!" Die Frau steht einen Augenblick und horcht, dann nimmt sie ihr Messer und sticht es sich selber durch die Brust.

Was nun kommt, ist das Gräßlichste, was Thrasamunds Auge schauen muß. Die Frauen auf der Wagenburg wehren sich mit Händen und Füßen, Nägeln und Zähnen, Messern und Wagenrungen gegen die andringenden Römer. Und die Hunde stehen ihnen bei und fahren auf die Feinde los. Um jeden einzelnen Wagen muß gekämpft werden. Niemand will sich gefangen nehmen lassen. Als die Frauen sehen, daß die Schlacht verloren und aller Widerstand umsonst ist, da erwürgen sie ihre Kinder und werfen sie unter die Räder der Wagenburg und die Füße der Zugtiere. Sich selbst aber entleiben sie. Die einen erstechen sich gegenseitig. Andere packen einander an der Kehle und erwürgen sich. Wieder andere binden Stricke an die Leinen der Pferde, machen eine Schlinge daraus, stecken den Kopf in die Schlinge und treiben die Pferde mit der Geißel an, so daß sie zu Tode geschleift werden. Mehrere knüpfen eine Schlinge an die senkrecht aufgerichtete Wagendeichsel, stecken ihren Kopf in die Schlinge und springen von Wagen herab. Eine Frau sieht Thrasamund, wie sie die Hälse ihrer beiden Söhne mit einem Strick an ihren eigenen Füßen befestigt, dann den Hals in die Schlinge an der Deichsel steckt und mit ihren Söhnen an ihren Füßen vom Wagen springt, so daß alle drei erhängt sind.

Über Thrasamund kommt eine Ohnmacht. Als er wieder die Augen öffnet, sieht er römische Soldaten durch die Reihen der niedergestreckten Krieger gehen. Die suchen wohl die verwundeten Römer und sammeln die Beute. Gerade wird der römische Offizier, der vorhin auf Agiwulf eingedrungen ist, aufgehoben. Er muß sehr schwer verwundet sein. Das muß doch Flavius Bassus sein! In dem Augenblick hat der Römer auch einen Blick über seine Umgebung geworfen, bleibt nachdenklich an dem Gesichte Thrasamunds hängen und ruft schließlich: „Bist du Thrasamund oder bist du's nicht?" „Ja, ich bin Thrasamund, und du bist Flavius Bassus!" „Schnell", ruft der römische Offizier den Soldaten zu, „hebt den Edlen dort auf und bringt ihn mit mir zum Konsul! Das ist ein Held und ein Mann von Ehre. Dem habe ich zu danken. Und sein Schwert nehmt auch mit! Das soll er behalten."

*

Marius steht, umgürtet im Schmuck der purpurumsäumten Toga, inmitten des siegreichen Heeres. Vor ihm ist die Beute aufgestapelt. Die besten und unversehrtesten Stücke, Waffen und sonstiges Gerät, hat er ausgewählt als Schaustücke zu dem Triumphzuge in Rom. Das andere ist zu einem riesigen Scheiterhaufen aufgeschichtet. Der Konsul hält eine kurze Ansprache: „140 000 Cimbern sind im Kampfe oder auf der Flucht getötet, 60 000 gefangen, 33 Feldzeichen sind erbeutet." Ein brausendes Jubeln und donnerndes Dröhnen der bekränzten Waffen ist die Antwort.

Marius hebt die Brandfackel gen Himmel und wirft sie in den Scheiterhaufen. Das Opfer für den Sieg loht auf gen Himmel. Flavius Bassus liegt auf einer Trage in der Nähe des Konsuls, neben ihm Thrasamund. Der Römer ist von seinen Wunden ganz erschöpft. Als das Siegesopfer aufleuchtet, richtet er sich mit einem Male auf: „Sieg! Gerettet . . . Und ich war dabei! Dank, daß ich das noch erlebt! Ewiges Rom!"

Thrasamund denkt an seine nordische Heimat, an Agiwulf und schaut auf die Flamme des Scheiterhaufens.

„Götterdämmerung . . . Blut, viel Blut . . . Untergang eines herrlichen Volkes . . . Unserer germanischen Brüder . . . Aber herrlich im Untergang . . . Väter und Söhne sind zusammen in Walhall . . . Ruhm geht von der Walstatt aus . . . Bis in Ewigkeit."

Flavius Bassus ist still. Als Thrasamund nach einer Weile ihn rüttelt, sieht er, daß er tot ist.

„Tot, erfüllt von der Freude des Sieges! Und ich, gefangen, niedergedrückt durch die Niederlage, muß leben! Wofür?"

In diesem Grübeln steht mit einem Male Theudelindis vor seinem inneren Auge. Da gibt er sich einen Ruck.

Die deutsche Sprache.

Dich vor allem, heilige Muttersprache,
preis ich hoch; denn was mir an Reiz des Lebens
je gewährt ein karges Geschick, ich hab es
dir zu verdanken.

Spröde nennt der Stümper dich nur; mir gabst du
alles; arm an eigenen Schätzen bin ich,
doch verschwenderisch wie ein König schwelg ich,
stets in den deinen.

Mancher Völker Sprachen vernahm ich; keine
ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichtum,
Wucht und Tiefe, keine sogar an Wohllaut
dir vergleichbar.

Ja, du bist der griechischen Schwester selber
ebenbürtig, wärst des Gedankenfluges
eines Pindar wert und der Kunst der alten
göttlichen Meister.

Wenn die Zeit auch nicht an des deutschen Volkes
Weltberuf mit ehernem Finger mahnte,
eine solche Sprache allein genügte,
ihn zu verkünden.

Leuthold.

Muttersprache und Fremdwort.

Die Muttersprache ist das höchste Gut eines Volkes. Sie rein zu erhalten und vor fremden Einflüssen zu bewahren, müßte die erste Pflicht des einzelnen Menschen sein. Unsere deutsche Sprache, wie ist sie doch so schön und klangvoll, so reich an Ausdrücken und Redewendungen! Aber zu spät sind wir uns dessen bewußt geworden. Man sagte viel lieber Perron als Bahnsteig, Etage als Stockwerk, und so kam es, daß es in unserer deutschen Sprache jetzt nur so von Fremdwörtern wimmelt. Größtenteils sind sie aus dem Französischen übernommen worden. An den herzoglichen Höfen wurde das Französische als Umgangssprache benutzt. Die Untergebenen schnappten Brocken auf, verwendeten sie in der deutschen Sprache und kamen sich sehr gebildet und vornehm vor. Man achtete den französischen flimmernden Tand mehr als unsere derben, echten deutschen Ausdrücke. Es war eben „Mode". Diese fremden Schmarotzer setzten sich nun in der deutschen Sprache fest und sind schwer herauszubekommen. Wie oft hört man täglich die Wörter, wie Melodie, Photo, Elektrische, Trottoir, Pincenez, Restaurant, Café, Portemonnaie, Chaiselongue, Parfüm, Konferenz und andere mehr. Man spricht sie so hin, denkt sich nichts dabei, und doch ahnen wir nicht wie verderbenbringend sie sein können. Unsere Muttersprache wird verdrängt, verändert sich, und wir sehen sie nur als Maske. Oh! Soll unsere schöne, deutsche Sprache nur wie eine inhaltlose, trügerische Maske sein? Nein, und nein, und nochmals nein! Die deutsche Sprache spiegelt die Wesensart des deutschen Menschen wider, sie ist mit Blut und Boden zusammengewachsen, darum muß sie unverfälscht und rein sein. Heraus mit den Fremdwörtern! Unsere Sprache ist reich genug an Ausdrücken, man kann statt der französischen Brocken auch deutsche Wörter setzen, wie Weise, Straßenbahn, Bürgersteig, Kneifer, Geldtasche, Blumenwasser u. s. w. Manche Wörter, die sog. Lehnwörter, wurzeln schon so tief in der deutschen Sprache, daß man sie nicht mehr als Fremdwörter empfindet. Im Laufe der Jahrhunderte veränderten sie sich, wurden verdeutscht, und heute wundern wir uns, wenn wir erfahren, daß es keine eigentlichen deutschen Ausdrücke sind, wie etwa Mauer; das Wort ist das lateinische murus und wurde im Laufe der Zeit zu dem heute ganz deutsch klingenden Wort Mauer. Es gibt außerdem noch viele andere mehr. Es ist anfangs schwer, die Fremdwörter zu bekämpfen, aber mit Mühe und Ausdauer muß es und wird es gelingen. Was wäre es für ein Triumph, wenn wir vor der ganzen Welt wieder mit einer reinen, unverfälschten Sprache dastehen könnten! Darum auf zur Tat!

Gerda Raiff-Graudenz.

Büchertisch.

Bei den Kopfjägern von Borneo. Viktor v. Plessen. Ein Reisetagebuch. Umfang 200 Seiten mit 75 Bildern. Geb. RM. 4,80.

Im Schützenverlag-Berlin ist im November d. J. ein Buch erschienen, das Reiseerlebnisse unter primitiven Menschen auf Borneo schildert. Der Verfasser hat sich jahrelang mit den Sitten, Gebräuchen und Lebensgewohnheiten dieser Eingeborenen beschäftigt und weiß darüber eine anschauliche und sehr klare Schilderung zu geben. Der Verfasser dieses Buches war seinerzeit (1931) an der Herstellung des Balifilms „Die Insel der Dämonen" hervorragend beteiligt.

*

J. Daniel Chamier. „Ein Fabeltier unser Zeit". Amalthea-Verlag, Leipzig.

Ein Engländer ist der Verfasser dieses für alle geschichtlich und politisch interessierten Menschen sensationellen Buches, das in England 1934 unter dem Titel „Fabulons Monster" erschienen ist. Hier befaßt sich ein Engländer mit den politischen Verhältnissen und Geschehnissen der Zeit Wilhelms II. mit einer Objektivität, mit einem Verständnis und einer Urteilsfähigkeit, wie man es von Ausländern nicht allzuoft vermutet. Ein geistvoller und fesselnder Überblick über die Zusammenhänge der deutschen Politik von den Jahren der Reichsgründung und der Kanzlerschaft Bismarcks bis zum Ende des Weltkrieges. Ehrlich und vorurteilslos untersucht der englische Verfasser die Vorgeschichte und den Ausbruch des Krieges und wird dadurch ein fanatischer Gegner der Kriegsschuldlüge. Mit der Revolution vom November 1918, die er schonungslos bloßstellt, findet das fesselnde und tiefgründige politisch-geschichtliche Werk seinen Abschluß.

Dieser Engländer, der einen ehrenvollen Kampf um geschichtliche Wahrheit führt, hat für die Ehre Deutschlands eine große Tat vollbracht.

*

„Märchenflüge ins Bienenland." — Eine Erzählung für Kinder. Von Georg Rendl. (Neubearbeitung und Neuformung des des Buches: Die Reise ins Bienenland von Frank Stevens.) Bilder und Umschlag von Willy Planck. In Leinen gebunden 2,80 RM. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Hans und Trude müssen wohl zwei Sonntagskinder sein, denn ihnen gibt sich der Elf Namenlos zu erkennen, und nachdem er die Kinder verwandelt hat, zeigt er ihnen das Leben und Treiben des Bienenvolkes. Unter der Führung des liebenswürdigen Herrn Drohne besuchen die Kinder nun fast jeden Tag den Bienenkorb. Eine neue Welt der unermüdlichen Arbeit, aber auch der ungeahnten Wunder geht ihnen hier auf. Sie sehen, wie die Arbeitsbienen Waben bauen, wie die Feldbienen Blütensaft eintragen, wie die Pflegebienen die Brut füttern. Eines Tages können sie gar zusehen, wie die Königin, die Bienenmutter, die Zellen mit ihren Eiern bestiftet. Später wieder erleben sie das Schwärmen und das Entstehen eines neuen Volkes, den Kampf der Königinnen. Der Höhepunkt des Bienenlebens ist der Hochzeitsflug der Königin. Wenn dann der Sommer verklingt, rüstet sich das Volk zum Winterschlaf. Die Kinder aber kehren wieder heim, sie haben viel gesehen und viel gelernt. Sie wissen nun: Bienen und Menschen haben verschiedene Gesetze, denen doch alle gehorchen müssen. Das Gemeinsame dieser Gesetze aber ist unermüdliche Arbeit für das Wohl des ganzen Volkes.

Es ist erfreulich, daß der „Bienenvater" Georg Rendl, der durch seinen „Bienen-Roman" bekannt geworden ist, hier die einst so beliebte, doch seit langem vergriffene Erzählung „Die Reise ins Bienenland" mit so glücklicher Hand neu bearbeitet und geformt hat, gewiß zur Freude aller Kinder und aller Bienenfreunde.

*

„Mutter Natur erzählt." Naturgeschichtliche Märchen von Karl Ewald. Viele Text- und Tafelbilder von Willy Planck. In Leinen gebunden 4,80 RM. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Die naturgeschichtlichen Märchen des Dänen Karl Ewald haben sich längst bei jung und alt viele Freunde erworben; denn der Däne versteht die seltene Kunst, die sein Landsmann Andersen zu höchster Vollendung brachte, die Märchenseele der Dinge selber zum Klingen zu bringen, nur daß er seinen Kreis noch weiter zieht als jener und den gesamten Kosmos von Sonnen und Planeten hinab bis zu den Pflanzen und Bakterien in seine Märchen eingehen läßt. Dabei sind diese Märchen aber nicht von der Naivität des alten Volksmärchens, das dem Hörer manchmal gar zu viel Glauben zumutete, sondern sie beruhen auf genauester Naturkenntnis, und, außer daß etwa Sterne und Wald und Tiere und Pflanzen in Menschensprache sprechen und denken, geschieht in ihnen nichts Wunderbares oder Unmögliches, sondern es werden nur die uns allen bekannten Naturvorgänge in Märchenform dargestellt. — Der Kosmos (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart), bei dem die Karl-Ewald-Bücher erschienen sind, legte den Band „Mutter Natur erzählt" jetzt in 66. Auflage und neuer Ausstattung vor.

*

„Schwesterchen." Eine Erzählung für die ganze Familie. Von Aagot Gjems-Selmer. Mit Bildern von Heinrich Ilgenfritz. In Leinen gebunden 2,80 RM. Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Das ist ein reizendes Buch für alle Mädel und ebenso wird es allen Müttern Freude machen. Denn hier wird in ganz natürlicher Art das Leben und das Wachsen des jüngsten Schwesterchens in einem großen Familienkreis erzählt. — „Was in aller Welt könnte man von so einem kleinen Wesen schreiben, einem Nachkömmling, der in seinem Leben nichts als allen anderen Mühe gemacht hatte. Doch halt — etwas anderes hat sie doch gemacht. — Sie hat uns alle miteinander furchtbar glücklich gemacht." — Und all die alltäglichen Mühen und täglichen Freuden, die Fürsorge und die Streiche der Geschwister, das Sorgen und das Glück der Eltern spiegelt sich wider in dieser feinen Erzählung, die in hübscher Ausstattung mit Bildern von Heinrich Ilgenfritz jetzt herausgekommen ist.